

PATRICK GREINER

# HOHENRAIN

*Kriminalroman*

emons:

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: mauritius images/Stefan Huwiler/imageBROKER

Umschlaggestaltung: nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2023

ISBN 978-3-7408-1686-5

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmässig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Für Nicole, Noëlle und meine Eltern Evelyne und Pierre  
sowie  
in Gedenken an das wahre Opfer V.H.

# Teil I

Das Opfer

*28. Juli – zwischen Nacht und Morgen*

Sein Schädel dröhnte wie ein siebenhundert PS starker Bolide, der den Motor in einem schmalen Tunnel aufbrausen liess, als sein Mobiltelefon um drei Uhr siebenundvierzig in der Früh klingelte. Thomas Kessler, Polizist bei der Fachgruppe Leib und Leben im Dienstgrad eines Feldwebels, hatte Pikett. Müde schleppte er sich zu seinem schon etwas in die Jahre gekommenen Handy, aus dem als Klingelton «Hoochie Coochie Man» von Muddy Waters erklang.

«Ja, Kessler», brachte er etwas mühsam über seine staubtrockenen Lippen.

«Salü, Thommy. Hier spricht Pitsch. Sorry fürs Wecken, aber du musst dich leider schnellstmöglich auf die Socken machen. Wir haben ein mutmassliches Tötungsdelikt im Seetal, einen augenscheinlich wirklich sehr aussergewöhnlichen Todesfall. Der mutmassliche Tatort befindet sich auf dem Wiesland, Gemeindegebiet Hohenrain, linksseitig, wenn du von Hochdorf herkommst. Du fährst an der ersten Ortstafel des Weilers Unterebersol weiter. Dann macht die Strasse eine Linkskurve, vorbei an der «Verzweigung Sins/Abtwil» und einem kurzen Waldabschnitt. Wir befinden uns dann kurz hinter der nächsten Ortstafel, die auf Hohenrain verweist. Wirst es schon sehen. – Der Statsi... Pardon, der Staatsanwalt ist aufgeboten, die Leute vom Kriminaltechnischen Dienst und der Amtsarzt sind ebenfalls unterwegs. Was noch fehlt, bist du als Pikett-Unterroffizier.»

Noch etwas benommen sagte Kessler, mehr für sich als für seinen Gesprächspartner bestimmt: «Hohenrain? Tötungsdelikt auf einem Feld?» Er streckte sich, gab ein paar archaische Laute von sich und gähnte unüberhörbar. Mit etwas festerer Stimme fragte er: «Wer ist denn von uns vor Ort?»

«Ähm, mit mir sind noch Kari «Rocky» Walker sowie Judith

Dommen und Adriano Ortelli vom Polizeiposten Hochdorf da, die die Meldung um Punkt zwei Uhr achtundfünfzig abgesetzt haben.»

«Warum seid ihr von der Fachgruppe zu zweit vor Ort, wenn das doch eigentlich Sache des PikettUoffs ist?»

«Judith und Adriano haben Rocky und mich verständigt, weil wir in der Nähe des Tatortes wohnen. Unsere Handys sind eh immer eingeschaltet. Sie waren es, die versucht haben, den Leblosen mit einer Herzmassage und Mund-zu-Mund-Beatmung zu reanimieren.» Mit etwas mehr Selbstvertrauen ausgerüstet fügte er hinzu: «Ausserdem, *ich* habe dich benachrichtigt. Zudem, denke ich, kann es bei einem so aussergewöhnlichen Fall, wie er zu sein scheint, nicht schaden, wenn mehr von uns helfen.»

Kessler spürte das Unwohlsein von Pitsch, war aber keineswegs düpiert. «Nein, ist schon gut, ihr habt absolut richtig gehandelt, ich danke dir. Ich mache mich gleich auf den Weg. Ein starker Kurzer mit vier Löffeln Zucker muss aber noch drin liegen, sonst komm ich nicht in die Gänge.» Er unterdrückte einen weiteren Gähner mit grosser Not, während er sich am in Schweiss gebadeten Hinterkopf kratzte.

«Ja, ist gut, mehr können wir im Augenblick nicht tun. Beil dich trotzdem.»

«Ah ja, noch was», fuhr Kessler Pitsch ins Wort, der gerade im Begriff war aufzulegen. «Wer ist der diensthabende Pikett-Staatsanwalt?»

«Ich habe ihn nicht angerufen, das war Rocky. Einen Moment.»

Die Polizisten mit ihren Kosenamen, dachte Kessler. Ja, seine Kolleginnen und Kollegen – allen voran die männlichen – liebten es, sich diese zu geben, und benutzten sie reger. In der Aussenfahndung machte dies aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes vor allfälligen rachelüsternen Delinquenten noch Sinn. Ansonsten empfand Kessler es als kindisch: Wir sind doch nicht bei den Pfadfindern oder einer dieser bierseligen Studentenverbindungen.

Kessler hörte, wie Pitsch eine Hand auf den Lautsprecher legte – aber nicht richtig –, und lauschte mit.

«Hey, Rocky, Kessi will wissen, wer der anrückende Statsi ist», rief Pitsch.

Kari «Rocky» Walker rief zurück: «Es ist Langer ... leider.»

«Langer, habe verstanden», zischte Kessler ins Telefon, ehe Pitsch etwas sagen konnte. Ausser der Schnelligkeit des Zischens war dieser Aussage keine Wertung abzugewinnen. Langer war sicher nicht jedermanns Liebling, ja, ein ausgesprochener Formalist. Aber Kessler mochte ihn, denn der Staatsanwalt war wie er selber ein Unbestechlicher, und er kannte ihn von früher. Kessler sah ihn bei meist sehr anspruchsvollen Fällen, wobei der letzte schon einige Zeit zurücklag. Sie waren stets ein sich ergänzendes Duo, bei dem der eine vom Rat und von der Erfahrung des anderen zu profitieren versuchte und man sich gegenseitig für die getane Arbeit respektierte.

Als Kessler aufgelegt hatte, schaute er auf das Thermometer in seinem Schlafzimmer. Es mass immer noch siebenundzwanzig Grad, obwohl sich bald die Stunde der jeweils tiefsten Temperatur in diesem überaus heissen Sommer näherte. Seit nunmehr einem Monat hatte es nicht mehr geregnet, und tagsüber kletterten die Temperaturen nie unter vierunddreissig Grad.

Und das an meinem letzten Tag in diesem Pickettdienst, überlegte er. Musste das sein? Wenigstens hatte er am Sonntag frei und freute sich, seine Tochter zu sehen. Jedenfalls stand dieses «Frei» so in seinem Dienstplan.

In Windeseile war er angezogen, liess einen doppelten Espresso – den stärksten, den er im Sortiment hatte – aus dem Kapselapparat, schüttete vier Löffel Zucker rein und dachte nochmals über den mutmasslichen Tatort und die Tat nach.

Da brauche ich etwas Musik für unterwegs, ratterte es in seinem Kopf – in seiner Jugendzeit war Kessler selbst ein begeisterter Pianist in einer Bluesband gewesen. Er pickte sich das einzige Bluesalbum von Rocktitan Robert Palmer aus seinem CD-Regal und ging zu seinem Auto, das er in einer der wenigen verbliebenen blauen Zonen im Bruchquartier abgestellt hatte.

Er startete den Motor und schob die CD rein. Nachdem John Lee Hookers Stimme «Drive» gesagt hatte, legte die raubeinige Stimme aus Batley mit «Mama, please talk to your daughter» los – Kessler mit seinem Škoda ebenso.

Er fuhr übers Land, obschon er von seiner Wohnung in zwei, drei Minuten auf der Autobahn gewesen wäre. Zunächst passierte er die berüchtigtste Strasse der Stadt Luzern, die Baselstrasse, in der sich nicht nur viele schwere Kriminalfälle abspielten, sondern wo auch der grösste lokale Drogenumschlagplatz, ja des ganzen Kantons, war. Es war der Ort der zwielichtigen, schummrigen Bars, die zwar regelmässig die Namen wechselten – meist verbunden mit einem mehr oder weniger lustigen Wortspiel wie «BarCelona» –, jedoch immer die gleiche nachtschattengewächsige Klientel beherbergten.

Er fuhr durch die ehemals aus industriellen Gründen gewachsene Gemeinde Emmen, vorbei am Militärflugplatz und der Emmi, dem grössten Milchverarbeiter des Landes, und befand sich alsbald im Seetal. Von zu Hause aus hatte er eine knappe halbe Stunde zum Ort des Geschehens.

Auf der Fahrt dachte er wieder an die Worte des Songs seines Klingeltons:

*The gypsy woman told my mother  
Before I was born  
I got a boy child's coming  
He's gonna be a son of a gun  
He gonna make pretty womens  
Jump and shout  
Then the world wanna know  
What this all about*

*'Cause you know I'm here  
Everybody knows I'm here  
Yeah, you know I'm a hoochie coochie man  
Everybody knows I'm here*



Die Worte liefen ihm in unregelmässigen Abständen nach, gerade jetzt wieder, da es heuer das erste Mal war, dass sein Telefon während seines Pikettdienstes geklingelt hatte.

Kessler liebte die Musik, und er schätzte sie nicht nur um der Berieselung willen. Ja, er mochte es nicht, wenn Musik einfach nur Beigemüse war. Was er brauchte, war nicht Background, sondern Musik, die es sich zu hören lohnte. Er war der Zuhörer, der mit seiner Aufmerksamkeit des Zuhörens den Darbietenden, egal ob live oder ab Konserve, damit seinen Respekt zollte.

Bestimmt war er selbst dort der Analytiker, wie in seinem Beruf. Diese *déformation professionnelle*, diese Pedanterie war es denn mitunter, die seine Ex-Ehefrau jeweils zur Weissglut gebracht hatte.

Aber dieser verflixte «Hoochie Coochie Man», seit Längerem als Klingeltonkopie verballhornt, liess ihn nicht mehr los. Seit Jahren versuchte Kessler, der ganz passabel Englisch sprach und viel in angelsächsischen Ländern gereist war, für sich – und nur für sich – einen Sinn hinter dem Titel zu ergründen. Was für eine Bedeutung hatte er? Songtexte, so Kesslers Meinung, seien nicht erst seit Bob Dylan kleine literarische Werke. Sie verdienten es, gehört, verstanden zu werden, und nicht nur die Hookline rundherum, die sich wie ein Akkubohrer in die Gehörmuschel und ins zentrale Gedächtnis hineinfrisst.

Während er über den tieferen – oder auch weniger tiefen – Sinn dieses Textes nachdachte, fuhr er an den einzelnen Dörfern vorbei. In nicht einmal zehn Minuten befand er sich – soeben noch im urbanen Raum, dem wirtschaftlichen Herzschrittmacher des Kantons Luzern mit seiner Leuchtenstadt im Zentrum und dem nahrhaften Speckgürtel mit der Hälfte der rund vierhunderttausend Einwohnerinnen und Einwohner des Kantons – inmitten der ruralen Peripherie. Doch es war die Peripherie, die flächenmässig den grössten Teil des Kantons ausmachte, auch wenn man sich dort teils mit aller Kraft gegen die Zeichen der Zeit und Veränderungen stemmen wollte. Er war sich bewusst, dass er – der eingefleischte Städter, der hier

fast sein ganzes Leben verbracht und als Sohn eines Schweissers eine Zeit lang in der Eisengasse gelebt hatte, der berüchtigtsten Gasse der Altstadt in den achtziger und neunziger Jahren mit ihrer offenen Drogenszene – wenig Bezug zu seinen ländlich geprägten Mitmenschen hatte.

Viel zu fern schienen sie ihm, ideologisch, kulturell, ja von der ganzen Lebensweise. Er war zwar nicht der progressivste Mensch, aber ihm war diese Welt zu fremd, vielleicht auch, weil er sie nicht richtig kannte, nie richtig kennenlernen wollte, selbst wenn er hin und wieder, gerade wie heute, aus seinem Kuckucksnest hinausfliegen musste. Doch er wollte stets und schnell *back to that same old place, sweet home city of Lucerne*.

Zwar liebte er die reine Natur und insbesondere die Berge. Aber das hier? Das war für ihn weder Fisch noch Vogel. Warum dies so war, konnte er sich nicht erklären. So wie er dachten andere auch, beiderseitig. Das führte dazu, dass der Stadt-Land-Graben sich mehr und mehr auftat, wie ein grösser werdender Spalt, wie ein Riss, der sich etwa durch die Insel Island zieht.

Dabei war das Seetal ein wunderbares Naherholungsgebiet. Es gab sogar eine gut frequentierte Eisenbahnlinie, an der die Züge in jedem Dörfchen im Halbstundentakt hielten und diese zwei Welten näher zusammenrücken liessen. Hier konnte es sich leben lassen, in dieser Gegend, wo jedes Dörfchen noch abgetrennt vom anderen war, wo die Grenzen nicht fliessend waren wie in den Zentren, die allmählich zu einem grossen, unpersönlichen Klumpen zu verschmelzen drohten. Hier war Natur noch Natur, es gab Moränenhügel, die sich beidseits der beiden fast verbundenen Seen, dem Baldegger- und dem Hallwilersee, ganz leise und sacht emporhoben. Da waren üppige Wiesen mit einer vielerorts vergessenen Biodiversität, Wälder, in denen man tagsüber noch Wildtiere antreffen konnte, mittelalterliche Schlösser, die als Wahrzeichen der ganzen Gegend firmierten und zu rauschenden Festen einluden, auch für jene, die in der Stadt wohnten und gerne als Dornröschen und Prinz eine Märchenhochzeit feiern wollten. Das Seetal bot vieles, was man sich unter lebenswertem Leben vorstellen konnte.

Doch es war nicht die Vorstellung von Kessler. Da blieb er dabei, mehr denn je, als er sich seinem Ziel näherte und sein Schwelgen durch die Vorstellung der bevorstehenden Arbeit ein jähes Ende fand.

Eine Dreiviertelstunde nach dem Anruf parkierte Kessler seinen etwas in die Jahre gekommenen, mit knorrigem Schaltgetriebe geführten Škoda Octavia auf dem Trottoir der Landstrasse, ein kurzes Stück hinter der Ortstafel «Hohenrain», wo in der Dunkelheit kein Haus und keine Scheune weit und breit in Sicht waren. Diese alte Rostlaube hatte ihm seine Ex-Frau bei der Scheidung gelassen, hatte sie es doch aufgrund ihrer gut betuchten neuen Liaison nicht mehr nötig, sich mit Almosen abgeben zu müssen.

Kessler steckte sich einen Nikotinkaugummi in den Mund – er versuchte seit seiner Scheidung, von den Glimmstängeln wegzukommen, was ihm immer noch Mühe bereitete – und zog sein Diktafon, ganz nach alter Schule, aus dem Handschuhfach. Neben dem Fahrzeugausweis, einem Scheibenkratzer und einer Strassenkarte war dies das einzige sich darin befindende Utensil.

Kurz schweifte sein Blick umher. Er versuchte stets, sich ein Bild von der Szenerie mit eigenen Augen zu machen, um dann das Ganze vor seinem geistigen Auge als Film, als Zweitmeinung abzuspulen. Noch wusste er nichts von der Tat, vom Opfer, von möglichen Beschuldigten und Motiven. Das war bei seiner Herangehensweise das, was zuerst kam. Er wollte immer eine leere, unvoreingenommene Szenerie, eine Bühne ohne Darsteller, ohne Plot, ohne Abfolge von Akten. Er ergründete die Reinheit des Tatortes für sich selber wie ein Landschaftsmaler, der das Unschuldige seines zukünftigen Bildes als Motiv aufnehmen will, bevor er es mit Öl auf Leinwand für die Ewigkeit festhält. Es war ein Ritus, den er sich zu eigen gemacht hatte. Seine Kolleginnen und Kollegen respektierten diese fast schon esoterische oder zumindest meditative Einstimmung in einen neuen Fall. Dank seiner Erfolgsquote von beinahe hundert Prozent wurde dies nie in Frage gestellt.

Viel war nicht zu sehen. Er befand sich auf einer gemeinen Wiese, neben einer austauschbaren Landstrasse, irgendwo zwischen nirgendwo und sonst wo. Hier soll sich ein Tötungsdelikt ereignet haben? Kann ich mir nur schwer vorstellen, dachte er. Das weckte seine Neugierde. Dennoch zügelte er sie und atmete ruhig ein und aus. Aber er spürte es: Hier würde es vermutlich einiges zu tun geben, und eine solch sanfte, idyllische Szenerie, in der sich just in dieser Nacht eines der schlimmsten Delikte im hiesigen Strafrechtskatalog ereignet haben sollte, das konnte nur ein Menetekel sein.

*28. Juli – Zeit der Dämmerung*

«Hey, Kessi ... äh, Thommy, da bist du ja endlich», rief ihm der leicht übergewichtige und stets mit einem kurzärmligen Flanellhemd gekleidete Pitsch zu, der ihn eine gute Stunde zuvor angerufen hatte. Pitsch wischte sich mit seinem Taschentuch die Schweissperlen von der Stirn. Kessler hatte sich seit seiner Ankunft etwas Zeit gelassen, die Umgebung für sich zu erkunden. Über der Kuppe war zwischenzeitlich zu sehen, wie die Morgendämmerung einsetzte. Nur sehr zaghaft war am Firmament das Anbrechen des neuen Tages erkennbar.

«Was machst du überhaupt hier draussen? Die Show findet beziehungsweise fand dort drüben statt.» Pitsch zeigte mit seiner rechten Hand auf das weisse Zelt, das der Kriminaltechnische Dienst über dem eigentlichen Tatort aufgestellt hatte, der sich rund zehn bis zwölf Meter von der Strasse entfernt im Wiesland befand. Obwohl es sich nur um eine Landstrasse handelte, war diese eine wichtige Verkehrsverbindung zwischen Hochdorf und Hohenrain und daher alsbald an diesem Samstagmorgen wieder streng befahren. Das Zelt gebot einerseits die Pietät gegenüber einem Opfer, und andererseits konnten sie so den nervigen Gaffern das Augenfutter nehmen.

Kessler, der sich immer noch wie in Trance befand, bemerkte, dass er in einen Kuhfladen getreten war. Kühe waren allerdings weit und breit keine zu sehen, weshalb es ihn umso mehr erstaunte, ausgerechnet dieses Überbleibsel des letzten Weidegangs erwischt zu haben. Um sich keine Blösse zu geben, wies er Pitsch an, zum Zelt vorzugehen. Er werde ihm in zwei, drei Minuten folgen. Er wartete, bis Pitsch ihm den Rücken zugekehrt hatte, und wischte sich danach den rechten Schuh an einem Grasstreifen ab.

Kessler folgte seinem Kollegen, den er seit der Polizeischule

kannte, mit der angekündigten Verzögerung, und sie trafen sich vor dem Zelt.

«Bevor wir hineingehen, kannst du mich bitte kurz briefen, was bis jetzt geschah? Nicht die ganze Litanei, die höre ich nachher, wenn der Statsi und, ich nehme an, der Weisskittel Rogenmoser hier sind.»

«Ja, sicher. Also, wir haben es hier vermutlich mit einem Tötungsdelikt zu tun, also mit Fremdeinwirkung. Ob er tatsächlich tot ist, kann und darf ich dir bekanntlich nicht sagen, das macht ja der Arzt. Jedenfalls hatte Judith als ausgebildete Pflegefachfrau versucht, ihn ordnungsgemäss mit einer Herzmassage und abwechselnder Mund-zu-Mund-Beatmung zu reanimieren. Vergebens. Das Opfer ist männlich, circa Mitte zwanzig und vom Typ her mit südamerikanischem Einschlag. Auf ihn wurde, vermutlich mit einem spitzen Gegenstand, ein oder mehrere Mal eingestochen. Ich habe mich ehrlich gesagt nur kurz über den Körper gebeugt, und es war alles voller Blut. Er liegt, so die Vermutung, genau an der Stelle, wo ihm der oder die Stiche zugefügt wurden. Wann genau, durch wen und wie, das kann ich dir nicht sagen. Auf jeden Fall scheint der junge Mann, gemäss meinem jetzigen Stand, das einzige Opfer zu sein. Wir haben jedoch zwei Zeugen. Diese waren eventuell an der Auseinandersetzung beteiligt, auf der Seite des Opfers. Ob es noch mehr Zeugen gibt, wissen wir aktuell nicht. Rocky ist jedenfalls bei den beiden und betreut sie. Er hat mir gesagt, die Verständigung auf Deutsch sei etwas schwierig.»

Kessler nickte und schaltete sein Diktafon ab, das er während des Briefings durch Pitsch, der mit vollem Namen Peter Geiger hiess, hatte mitlaufen lassen.

«Das genügt mir fürs Erste. Halten wir uns also für die nächsten Schritte ans Protokoll und an den üblichen Ablauf.»

Kessler schaute auf die Uhr. Es dauerte nur noch wenige Minuten, bis sich die Sonne erheben würde. Sie mussten die Zeit in der Früh nutzen, wenn der Verstand noch klar war und nicht durch die glühende Hitze in seiner Leistung getrübt.

Kessler wollte nicht warten, bis seine Beine im Stehen ein-

schließen. So inspizierte er diese Umgebung ebenfalls genauer. Er kniete sich nieder, sich vergewissernd, nicht noch mal in einen Kuhfladen zu treten, und tastete danach den Boden ab. Als er seine Hand hochhob, bemerkte er, dass Blut daran klebte. Das Zelt konnte somit nicht die ganze Tatszenerie abdecken.

Langsam wurde Pitsch etwas ungeduldig, und Kessler beobachtete die drei Mitarbeiter des Kriminaltechnischen Dienstes. Sie waren in ihren Schutzanzügen bereits am Werk. Der KTD war eine Unterabteilung der Kriminalpolizei, die bei Straftatbeständen mit modernsten Methoden die Spurensicherung aller Art am Tatort und deren Auswertung sicherzustellen hatte. Die Resultate unterstützten die Ermittler auf der Suche nach der mutmasslichen Täterschaft und dienten letztlich als – oftmals sehr verlässliche und wenig angreifbare – Sachbeweise im Strafverfahren.

Sie warteten immer noch auf den Staatsanwalt, Martin B. Langer, und den Amtsarzt, Dr. med. Ulrich Rogenmoser, der neben seiner amtlichen Tätigkeit als Allgemeinpraktiker seit vielen Jahren eine Landarztpraxis in Hitzkirch betrieb. Wenn diese beiden eingetroffen wären, konnte die übliche Prozedur bei der forensischen Untersuchung dieses aussergewöhnlichen Todesfalls beginnen. Aussergewöhnlich war der Todesfall ganz bestimmt und in dieser beschaulichen, idyllischen Gegend, in der die Zeit stillzustehen schien, ohnehin.

*28. Juli – bei Sonnenaufgang*

Mit der aufgehenden Sonne um Viertel nach fünf traf Rogenmoser ein, und alle Anwesenden rüsteten sich mit Latexhandschuhen und Plastiküberziehschuhen aus.

«Guten Morgen, allerseits», sagte Rogenmoser, mit stets freundlicher Stimme.

Rogenmoser war der Typ Landarzt, leicht klischiert: wie Pitsch ein wenig rundlich, gar noch etwas rundlicher, Melonenkopf, leicht schütteres Haar und die Oberlippe ein prächtiger, buschiger Schnurrbart zierend. Er war die Ruhe in Person und liess sich selbst von einem nächtlichen Anruf einer leicht hypochondrisch veranlagten älteren Dame nicht beirren, die nur seinen Rat wegen eines chronischen Magenbrennens ersuchte. Was hatte er schon alles im Leben gesehen. Das dachte Kessler, als er ihn einen Moment beobachtete, bis er wie alle andern alsbald vor einem Leichnam stand, der ihn ins Gräbeln bringen sollte.

Martin Langer war als Letzter dieses Ensembles dazugestossen. Mehr als ein muffliges, an sämtliche Anwesenden gerichtetes, in oberflächlicher Art herausgepresstes «Guten Morgen» war ihm nicht zu entnehmen. Wortlos gingen sie in das Zelt. Dabei handelte es sich um einen quadratischen Faltpavillon, bei dem auf allen Seiten bei Bedarf einzeln eine Plane als Sichtschutz heruntergelassen werden konnte. Darin befanden sich bereits Mona Sutter, Kriminalwissenschaftlerin, Eliane Kaufmann, Biologin und Forensikerin, und Matthias Betschart, der Einzige mit einer polizeilichen Grundausbildung, in ihren weissen Kitteln, Slippers und Schutzbrillen und führten die ersten Spurensicherungen durch. Es war Kessler ein Anliegen, dass der KTD vor allen anderen an einem Tatort war. Spurensicherung war in einem Kapitalverbrechen das A



und O. Eine akkurate oder eben verpfuschte Spurensicherung konnte in der Stunde des sogenannten ersten Angriffs darüber entscheiden, ob ein Fall bereits am Tatort zum Scheitern verurteilt wurde oder ob die Ermittler ihre Arbeit danach mit Schwung weiterverfolgen konnten.

Kaufmann blickte nur kurz zu Kessler herüber. Sie nickten sich zu. Eliane Kaufmann war Mitte dreissig und seit sechs Jahren bei der Kriminalpolizei Luzern. Es war ihre erste Stelle gleich nach dem Studium, und sie hatte nicht vor, ihren Posten je zu räumen. «Nur über meine Leiche, wenn ich selber zu einem aussergewöhnlichen Todesfall werde», sagte sie einst sinnigerweise zu Kessler.

Kessler war erfreut zu sehen, dass hier Routiniers am Werk waren. Jeder Schritt war einstudiert, jede Person wusste, wann sie in welcher Szene ihren Auftritt hatte. Die Leute vom KTD wichen zur Seite, sobald Dr. Rogenmoser im Zelt war.

Dr. Rogenmoser begutachtete den auf dem Rücken liegenden Leichnam zunächst einen Moment. Der Tote lag in einer Friedlichkeit da, die über die Grausamkeit hinwegzutäuschen versuchte, derentwegen sich hier so viele Leute um ihn herum versammelt hatten. Das viele Blut, das sein hellblaues T-Shirt tränkte, als ob ein Tintenfass aus Unachtsamkeit auf einem leeren Blatt Papier ausgeleert worden wäre, deutete auf eine schlimme Todesursache hin. Doch als Dr. Rogenmoser das T-Shirt mit seiner Schere aufgeschnitten und das Blut von der Brust des Toten gewischt hatte, kam lediglich eine Stichwunde zum Vorschein. Diese befand sich unterhalb des linken Schlüsselbeins und war durch einen scharfen Gegenstand von ungefähr fünf Zentimetern Durchmesser zugeführt worden.

«Dieser arme Bursche. Die mutmassliche Täterschaft muss wohl genau die Aorta oder ein anderes wichtiges Blutgefäss erwischt haben. Nur wenige Zentimeter weiter weg, und es wäre vielleicht eine relativ ungefährliche Fleischwunde gewesen. Aber ich will nicht mutmassen, ich bin nicht der Rechtsmediziner. Jedenfalls muss er mit dem vorliegenden Einstich innerhalb weniger Minuten verblutet sein. Ein einziger Stich

hat offenbar genügt. Hier wäre wohl leider jegliche Hilfe zu spät gewesen», konstatierte Dr. Rogenmoser.

Kessler nahm diese Feststellung wortlos zur Kenntnis. Er konnte vieles wegstecken, aber bei einem so jungen Menschen, der fast sein gesamtes Leben noch vor sich gehabt hätte, vergass er seinen trockenen und in anderen Situationen durchaus angebrachten Humor gänzlich. Es war augenblicklich egal, was das Motiv dieser Tat gewesen sein mochte, die ohnehin durch nichts zu rechtfertigen war.

Dr. Rogenmoser drehte den Leichnam zur Seite und dann auf den Bauch, um sich ein Gesamtbild von möglichen weiteren letalen Verletzungen machen zu können. Es blieb bei dem einen Einstich.

«Totenflecken kann ich nur sehr wenige ausmachen, der Blutverlust muss immens gewesen sein. Anhand der spärlichen Totenflecken und der bereits einsetzenden Totenstarre trat der Tod schätzungsweise vor zwei bis drei Stunden ein. Wann genau ging der Notruf an die Polizei ab?», fragte er.

Pitsch räusperte sich, da er wohl im Stehen vorübergehend etwas eingenickt war. «Der Notruf von unseren Kollegen ging bei der Einsatzleitzentrale um kurz vor drei Uhr ein. Judith und Adriano vom örtlichen Polizeiposten setzten ihn ab. Sie waren gerade auf Patrouille wegen dieser Party in der Mehrzweckhalle auf dem Schenker-Areal, die sich «Holdrio-Gaudi» nennt. Die Halle befindet sich in der Nähe der Gemeindegrenze zu Hohenrain. Rocky, also Kari Walker, und ich trafen dann um kurz nach halb vier hier ein. Wir wohnen ja in der Gegend.»

«Das kommt in etwa hin von der Zeit her. Ansonsten kann ich keine Auffälligkeiten feststellen. Aber wir entkleiden ihn ohnehin ganz», sagte Dr. Rogenmoser.

Eliane Kaufmann half ihm dabei, die Kleider mit Schneidewerkzeug vom Körper zu entfernen.

Die Anwesenden mussten kurz innehalten, als sie nun auf den nackten, immer noch leicht blutverschmierten, leblosen Körper des jungen Mannes schauten. Dr. Rogenmoser hatte Mass genommen. Das war etwas, das ihm gerne durch die

Lappen ging, auch wenn es meist in den Ausweisdokumenten stand, was aber nicht immer für Richtigkeit garantierte. Der Mann war einen Meter und dreiundachtzig Zentimeter gross, von kräftiger Statur, mit dichtem, krausem, schwarzem Haar, das bis über die Ohren reichte. Eine feine Brustbehaarung zierte seinen Oberkörper. Unter seinen Nägeln waren schwarze Spuren von Russ und Dreck zu erkennen. Körperliche Arbeit schien ihm nicht fremd gewesen zu sein.

«Wie hiess der junge Mann?», fragte Kessler. Er war der Meinung, dass selbst toten Menschen Würde gewahrt werden müsse, weshalb es nicht statthaft sei, immer nur vom «Körper» oder vom «Toten» zu sprechen. Das objektiviere ein Menschesein und würdige es herab.

«In seinen Papieren steht Enrique Moreno Wilfried Bechtle». Er trug einen bolivianischen Reisepass und einen Schweizer L-Ausweis mit sich. Demnach hatte er hier wohl eine befristete Anstellung. Letzten Monat wurde er dreiundzwanzig Jahre alt», sagte Pitsch.

Bechtle, das klingt nicht gerade südamerikanisch, dachte Kessler. Es fiel ihm aber ein Bericht in einer Zeitschrift ein. Er hatte gelesen, dass es in den 1960er und 1970er Jahren einige deutsche Familien gab, die, von Pioniergeist und Abenteuerlust getrieben, ihren vermeintlich sicheren Hafen in Europa verliessen, um im fernen Südamerika, unter anderem in Brasilien, Argentinien und Bolivien, eine neue Existenz, vornehmlich in der Landwirtschaft, aufzubauen. Das erklärte den für südamerikanische und gerade bolivianische Verhältnisse eher unüblichen hellen Hauttyp Bechtles. Dunkel ja, aber mit einer gewissen mitteleuropäischen Blässe.

Dr. Rogenmoser führte die Leichenschau mit seiner gewohnten Nüchternheit weiter. «Für mich steht ausser Zweifel, dass es sich hierbei um Fremdeinwirkung handelt, zumal vom Tatwerkzeug, zumindest in der näheren Umgebung, jegliche Spur fehlt. Viel mehr kann ich hier nicht feststellen. Den Rest komplettiere ich dann in meinem Bericht. Für das weitere Vorgehen übergebe ich den Ball an Herrn Staatsanwalt Langer.»

Martin Langer, der sich bis jetzt nicht in Szene gesetzt hatte – was er üblicherweise nicht tat, wenn es nicht sein musste –, sagte in einer für ihn typischen Wortkargheit: «So werden wir den Leichnam ins Institut für Rechtsmedizin nach Zürich zur Obduktion überstellen. Dann wissen wir anschliessend mehr über die Wirkung der tödlichen Verletzung und können allenfalls Erkenntnisse über die mutmassliche Tatwaffe sammeln. Ist das Bestattungsinstitut für die Überführungsfahrt schon eingetroffen?», fragte er Pitsch.

Pitsch, diesmal hellwach, sagte ohne zu zögern: «Zwei Mitarbeiter vom Institut <Schmassmann & Sohn> sind auf Platz.»

Langer wandte sich an die Leute vom KTD. «Was haben Sie alles festgehalten und gesichert?»

Eliane Kaufmann, die sich zuerst kurz räusperte und hastig zu Kessler rüberschaute, antwortete: «Wir haben alles fotografiert, die Dakty-Proben des Verstorbenen sowie der beiden anderen Männer draussen genommen und versucht – mit Betonung auf <versucht> –, von den beiden Männern draussen fremde DNA-Spuren zu sichern. Das war angesichts der grossen Schweissproduktion nicht ganz einfach. Des Weiteren haben wir Profile der Schuhspuren, soweit ersichtlich, festgehalten und sämtliche Haarproben im Umkreis von zwanzig Metern genommen. Letztlich haben wir die Bremsspuren, die sich an der Stelle befinden, wo kurz danach die Velos im Feld lagen, zwecks möglichen Abgleichs eines Reifenprofils fotografiert. Zum Glück kam uns der Tagesanbruch von den Lichtverhältnissen schon etwas entgegen.»

Nachdem die Spurensicherung abgeschlossen war, wagte sich Kessler mit seinen einhundertfünfundachtzig Zentimetern etwas nach vorne. In seinen bald fünfzehn Jahren bei Leib und Leben hatte er schon vieles gesehen: Beziehungsdelikte, häusliche Gewalt, fahrlässige Tötungen, Tötung aus «Leidenschaft» – wie er diesen Terminus verabscheute –, also sogenannte Affektdelikte, ja beinahe den ganzen hiesigen Strafrechtskatalog.

Das hier war etwas ganz Neues. Eine Tat an diesem idyllischen Ort und mit diesem blutigen Ereignis. Ein Opfer, das in

beinahe unwürdiger Weise zur Schau gestellt wurde, wie ein abgestochenes Tier inmitten dieses friedlichen Feldes lag. Das war neu für ihn. Alle diese Komponenten waren wie Puzzle-teile aus verschiedenen Packungen. Wo war das Motiv? Wo waren die Täter? Wo war der Plan? Gab es überhaupt einen Plan? War dies alles einfach ein dummer Zufall, obwohl er als bekennender Fatalist nicht an Zufälle glaubte? Er erinnerte sich an einen Satz, den Commissaire Maigret in einem der Si-menon'schen Kriminalromane von sich gab: «Der Verbrecher will seine Tötungstat oft mit Stolz zur Schau stellen.» Davon war dieser Anblick weit entfernt. Da musste er dem sonst so cleveren Maigret entschieden widersprechen.

28. Juli – nach der Legalinspektion

Kessler und Langer standen neben dem Zelt und sahen zu, wie die beiden Männer vom Bestattungsinstitut kurz nach sechs Uhr den Leichnam des verstorbenen Enrique Bechtle in den grossen schwarzen Mercedes verluden, der versehen war mit der Aufschrift «Schmassmann & Sohn – Der letzte Gang in Würde». Danach fuhr dieser leise, fast sanft gleitend, auf der Landstrasse in Richtung Hochdorf, über den Erlösen nach Sempach und auf die Autobahn nach Zürich davon.

«Kümmern wir uns zunächst um die beiden Zeugen ... oder sagen wir besser: «Auskunftspersonen». Wir kennen ihre genaue Rolle noch nicht», sagte Langer. «Kommst du mit, Thommy?»

Das tönte, als ob schon klar wäre, dass Kessler die polizeilichen Ermittlungen übernehmen würde. «Ja, sicher. Erledigen wir, was wir noch hier tun können.»

Die beiden jungen Männer hatten einen ähnlichen Teint wie der Verstorbene und hätten als seine Brüder durchgehen können. Sie sassen rund fünfzig Meter vom Tatort in der Wiese, die Köpfe in die angewinkelten Knie gebeugt. In den Händen hielten sie je eine offene PET-Flasche mit Wasser, die sie von Rocky erhalten hatten. Aufgrund der Verständigungsschwierigkeiten war es im Moment die einzige Möglichkeit, wie er helfen konnte. Der kurz vor der Pension stehende gutmütige Mann hätte mit seiner väterlichen Art gerne mehr für die offenkundig Traumatisierten getan.

«*Hola, qué tal?*», sagte Langer zur Begrüssung und stellte sich und Kessler kurz vor. Es war für die andern überraschend, wie er in nahezu perfektem, akzentfreiem Spanisch mit den beiden parlieren konnte. Deren Mienen hellten sich etwas auf. Ihr Wissen darum, wenigstens in der eigenen Sprache etwas sagen zu können, half enorm mit, das Eis zu brechen.

Langer hatte die spanische Sprache so richtig während eines Sabbaticals erlernt, das er sich nach den juristischen Vorprüfungen für ein Jahr gönnt hatte. Mehr oder weniger zufällig war seine Wahl dabei auf Kolumbien gefallen, so als habe er eine Weltkarte auf eine Dartscheibe gespannt und mit dem Pfeil mitten in dieses riesige Land mit über einer Million Quadratkilometern Fläche getroffen. Vielleicht hatte ihn im Unterbewusstsein auch die schöne Erinnerung an die liebevolle Lehrerin aus Cartagena gelenkt. Ihretwegen hatte Langer in der Kantonsschule das Freifach Spanisch belegt, in welchem sie unter anderem «Chronik eines angekündigten Todes» von Gabriel García Márquez gelesen hatten.

Sinnigerweise war gerade im fernen Kolumbien, dessen Rechtsordnung nur wenig mit dem vertrauten Schweizer System zu tun hatte, der Entschluss in Langer aufgekeimt, sich nach dem Studium und dem fast schon zwangsweise obligaten Erwerb des Rechtsanwaltpatents der Strafverfolgung, mithin, etwas idealistisch gesprochen, der «Gerechtigkeit» zu widmen. Er schrieb sich auf die Fahne: *Fiat iustitia et pereat mundus* – Es soll Gerechtigkeit geschehen, und gehe die Welt darüber zugrunde.

Die beiden jungen Männer auf dem Wiesland stellten sich als Fernando Manuel Willenweber und Antonio Jorge Schultz vor. Sie waren redselig, vor allem Fernando, und Langer liess, sekundiert von Kessler, die beiden im Sinne eines freien Berichts erst einmal erzählen. Langer übersetzte jeweils ins Deutsche.

Sie einigten sich darauf, dass Fernando Hauptredner sein würde und Antonio dort ergänzen sollte, wo es nötig war.

Zunächst erzählte Fernando von ihrer Herkunft. Ein für eine im Schockzustand befindliche Person nicht unübliches Verhalten – traumatisiert orientierte man sich am Bekannten, am Vertrauten, besann sich auf die eigenen Wurzeln.

Sie beide kämen wie der verstorbene Enrique Bechtle aus Bolivien, aus einem Dorf, das auf zweitausend Metern über Meer liege und Lugar de Esperanza heisse. Dieses sei von seinen

Gründermüttern und -vätern, jenen auswanderungswilligen Deutschen, fast alle aus einem kleinen Dorf in Rheinland-Pfalz stammend, anno 1962 benannt worden. Es sei eine Art Kommune, eine Kommune der Hoffnung, des Aufbruchs in eine neue Welt, die so neu aber doch nicht sei wie damals, als die Konquistadoren ihren Fuss auf dieses fruchtbare Land gesetzt hätten. Aber es sei eine Kommune des Friedens und des gegenseitigen Respekts. Niemand würde mehr Macht in Anspruch nehmen, als ihm aufgrund seines Standes zugesprochen werde, und dies sei maximal ein wenig mehr, als der Durchschnitt dort habe. Es sei also nicht eine Schreckensherrschaft eines irreführenden, entfesselten Wahnsinnigen wie Paul Schäfer in der berühmten Colonia Dignidad in Chile.

Sie drei – Fernando, Antonio und Enrique – würden sich seit Kindesbeinen kennen. Sie seien als Gleichaltrige in Lugar de Esperanza zusammen aufgewachsen, zur Schule gegangen und hätten zusammen Agrarwissenschaften studiert, um ihr Land besser kultivieren zu können. Am 14. Mai dieses Jahres seien sie von La Paz, Bolivien, herkommend via Madrid in Zürich gelandet. Dort habe sie Hans Felder, ein Bauer aus Hohenrain, abgeholt. Sie drei hätten über eine internationale Organisation ein sechsmonatiges Landwirtschaftspraktikum in der Schweiz erhalten. Für sie sei das wie ein Sechser im Lotto gewesen, da sie mit dieser Auslandserfahrung ihr landwirtschaftliches Studium in der Heimat hätten abschliessen und mit diesem vorteilhaften Eintrag in ihrem Palmarès eine tolle Anstellung finden können.

Enrique Bechtle sei Hans Felder zugewiesen worden. Er, Fernando, und Antonio seien bei benachbarten Bauern untergebracht. Sie könnten von ihren Grosseltern, die alle aus Deutschland stammten, noch etwas Deutsch, aber halt nicht mehr so gut. Enrique habe es am besten von ihnen beherrscht, weil seine Mutter ihm immer Grimms Märchen vorgelesen und ihn mit deutscher Literatur vertraut gemacht habe. Man habe sich auf den Höfen mit Händen und Füßen verständigt. Jedenfalls seien sie sehr wohlwollend, ja äusserst herzlich auf-



genommen worden. Die Arbeit sei zwar anstrengend und viel strukturierter als zu Hause, und sie hätten feststellen müssen, dass die Schweizer selbst in der Landwirtschaft nach strengen Regeln und Abläufen leben und arbeiten würden. Dafür sei aber alles viel moderner.

Während dieser rund sieben Wochen hätten sie viel gelernt und seien bereits auf die Reaktionen in der Heimat gespannt gewesen.

In diesem Augenblick sah Langer, wie das behutsam während des flammenden Monologs aufgebaute Strahlen im Gesicht und in den Augen von Fernando wie mit einem Donnerschlag jäh verpuffte. Er war jetzt gedanklich nur noch bei seinem toten Freund, und alles um ihn herum, alle schönen Eindrücke, die er in diesem vermeintlich sicheren Land bis anhin hatte gewinnen können, waren wie ausradiert.

Langer liess Fernando sein etwas weitschweifiges Intro geduldig erzählen. Er wusste, der junge Mann brauchte dies zur Verarbeitung des für ihn gewiss einschneidenden Ereignisses, und nur so würden er und Kessler verwertbare Informationen erhalten, was sich hier vor wenigen Stunden abgespielt hatte. Dennoch machte Langer schliesslich einen geschickten Schlenker beziehungsweise schlug eine etwas ruppige Abkürzung ein, um Fernando auf die eigentliche Hauptstrasse – die Geschehnisse dieser Nacht – zu führen.

Er bat Fernando, ihm ganz offen zu schildern, was sich in den vergangenen Stunden zugetragen habe, möglichst alles genau und von Beginn weg zu erzählen sowie scheinbare Nebensächlichkeiten nicht auszulassen. Es sei alles wichtig, nichts sei nebensächlich. Sie hätten die volle Aufmerksamkeit und die Gewissheit, dass man sie ernst nehme und auf ihre Hilfe angewiesen sei. Er wisse, dass sie aus einem Land kämen, in dem man den Gesetzeshütern gegenüber vielleicht etwas vorsichtig sei, da man nicht wisse, ob der Rechtsstaat dort wirklich funktioniere.

Aber hier könnten sie ihnen vertrauen, selbst wenn dies gerade im Kontrast dazu stehe, dass alles, was sie von diesem

Land während der letzten sieben Wochen erfahren hätten, nun in einer Nacht zerstört worden sei, als wäre ein Meteorit auf ihr Traumland gestürzt. Langer liess dabei sein Diktafon das Gespräch aufzeichnen. Kessler tat das Gleiche mit seinem Handy, ein Sicherheitsbackup.